



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1936

12 (1936)

Caritasblüten

Nr. 12

Dezember

1936



Das Röslein, das ich meine, Die uns das Blümlein bringt,
Davon Isaias singt: Nach Gottes ew'gem Rat
Maria ist's, die Reine, Hat sie ein Kind geboren
Und blieb doch reine Magd.

Advent

In der dürftigen Lehmkirche in Uru im Kilimandjaro-gebiet waren die kriegslustigen Mangis am 3. Advents-sonntag zum Gottesdienst, der zum erstenmal auf ihrer eigenen Scholle stattfand, versammelt. Der Missionar predigte über das bekannte Johannes-Evangelium: dem Herrn die Wege zu bereiten. — Die alten heidnischen Zuhörer hatten unmittelbar nachher nichts Eiligeres zu tun, als schleunigst zu ihrer Behausung zu rennen, um ihre Arbeitswerkzeuge herbeizuschaffen.

Bald war eine halbe Armee schweißtriefend im Wettstreit mit Hacken, Buschmessern, Schaufeln usw. überall an den Wegen zur Mission beschäftigt, alles Unebene „eben“, alles Krümme „gerade“ zu machen, die Hügel abzutragen, so daß sich schöne Straßen bildeten. Ehe wir es gewahr wurden, war kein Unkraut mehr zu sehen. —

„Aber, was treibt ihr heute, am Sonntag, dem Tag des Herrn? Heut, wo doch niemand arbeiten soll?“ rief ich den guten, hochbetagten Heiden zu. —

Bewundert schauten sie von der Arbeit auf und antworteten: „Was seid ihr Weißen doch sonderbare Leute! Vorher hat der Vater in der Kirche mit gewaltiger Stimme gesprochen: „Alles Unebene soll eben, alles Krümme soll gerade werden, denn es kommt bald der allerhöchste Herr!? — Und jetzt sagt die Mama ‚Laßt ab vom Arbeiten!‘ —“

„Kinder, das war bildlich gesprochen, aber ihr habt es buchstäblich genommen! Ihr sollt die Wege in Euren Herzen vorbereiten, weil die Zeit und die Tage des Heils für euch gekommen. Nun seid ihr eurem Wunsche gemäß vom Riboschosprengel abgetrennt, mit dem ihr euch ja nie vertragen mochtet, jetzt könnt ihr im eigenen Land die heiligen Sakramente empfangen und so die Berge und Hügel des Heidentums abtragen. So suchte ich ihnen die Bedeutung begreiflich zu machen. —

Untertänigst suchten sie langsam wieder ihre Handwerkszeuge zusammen und trollten heimwärts.

Später, als der eine und andere aus dieser Schar Wegbereiter noch zur elften Stunde, am Abend seines Lebens, sich ernstlich bekehrt hatte, lachte er über sich selbst und seine damalige Auffassung und dankte für die Belehrungen. Oft sah man sie die Sehnsucht nach dem Erlöser an der Kommunionbank stillen, nachdem sie ihre Seelen im Blute des Gotteslammes gereinigt hatten. (Schw. M. F., Ost-Afrika.)

Diese armen Heiden hatten noch nicht das wahre Glaubenslicht, als sie mit Hacken und Schaufeln die irdischen Wege für Christus ebnen wollten, aber sie hatten den „guten Willen“, dem die Engel den Frieden versprachen!

Darum auch wurde das Glaubenslicht in ihren Herzen immer heller und es erging ihnen, wie den Männern auf den Fluren Bethlehems. Diesen einfachen, schlichten Hirten stand der Himmel offen; sie sahen eine unzählige Schar himmlischer Geister, ein Lichtermeer umflutete sie, Engel kündeten ihnen den Erlöser an und zeigten ihnen den Weg zur Krippe, zu Jesus, dem König und Herrscher der Welt, für den die Reichen und Wohlhabenden der Stadt Bethlehem keine Herberge hatten.

Und die Hirten, — voll des guten Willens —, eilen hin zur Krippe. Und was finden sie? Sie sehen Josef, den armen Zimmermann aus Nazareth, wie er in treuer Sorge wacht über das göttliche Kind und dessen reinste Mutter. Bei kärglichem Feuer und spärlichem Licht kniete er in der kalten feuchten Höhle vor dem Gott in Menschengestalt und beugt sein sorgenvolles Haupt über das Fleisch gewordene Wort.

Sie sehen Maria mit dem Kind. Sie fallen nieder auf die Knie. Die stille, die glückliche, die reinste Mutter hebt sanft lächelnd ihr göttliches Kindlein empor und zeigt es den armen Hirten.

O reinste Mutter! O Unbefleckte, auch wir kommen mit den armen Hirten zu dir; laß uns etwas von den geheimnisvollen Wundern schauen, die diesen armen Stall erfüllen.

Sie finden das Kind in der Krippe. Sie finden den Ketter, den Sohn Gottes, den Fürsten des Friedens, den Vater der Armen.

Er kennt ihre und auch unsere Zeit und unsere Not.

Dieses arme Kindlein von Bethlehem streckt uns allen seine segenspendenden Händlein entgegen. Die ewige Allmacht ruft uns auf dem Schoße der fürbittenden Allmacht liebevoll zu: „Kommet alle zu mir und meiner Mutter. Hier findet ihr Ruhe, Glück und Segen und Frieden.“

Möge diese Segens- und Friedensfülle all unsern lieben Lesern und Leserinnen in reichstem Maße beschieden sein!

Selige, fröhliche Weihnachten!



Das Königtum der Liebe

Ein Aufruf zum Weltmissionssonntag 1936

von Erzbischof Costantini, Sekretär der Propagandakongregation
und Präsident des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung

Der heilige Ignatius von Antiochien sagte in der Frühzeit des Christentums, die römische Kirche besitze das Königtum der Liebe. Dieses Wort beschreibt das Wesen der Missionsliebe, die immer in der Kirche bestand und die in diesen jüngsten Zeiten mit neu erwachtem Missionseifer der ganzen katholischen Welt in wunderbarer Weise sich vertiefte und verstärkte.

Im Mai dieses Jahres verteilten wir an die Missionen 41 Millionen Lire des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung und 6½ Millionen Lire des Päpstlichen Werkes vom heiligen Apostel Petrus für den einheimischen Klerus; ferner wurden 12 Millionen Lire verteilt, die vom Werk der heiligen Kindheit gesammelt wurden.

Das sind sehr schöne Ziffern, die zeigen, wie die Gläubigen in ihrer Seele das Missionsproblem mitempfinden und mit unerschöpflicher Freigebigkeit an seiner Lösung mitarbeiten. Zur Bildung dieser Summe trug einen guten Teil das Scherflein der Witwe, d. h. die Gaben der Armen, bei, die von Gott mit besonderem Wohlgefallen angenommen werden.

Wenn man ferner an die Zeit der Wirtschaftskrise denkt, die die ganze Welt peinigt, erhalten die mitgeteilten Zahlen noch eine größere Bedeutung. Im Jahre 1930 konnte der Generalrat des Werkes der Glaubensverbreitung über 67 Millionen Lire verteilen. Diese Zeiten werden wiederkehren, denn die Krise wird weichen. Und immer blüht das Königtum der Liebe unserer Kirche, d. h., die Liebe, mit der die Gläubigen die Kirche in die Möglichkeit versetzen, den stets wachsenden Bedürfnissen der Mission zu Hilfe zu kommen.

Es ist mir ein Herzensanliegen, allen Gläubigen und allen edlen Wohltätern der Mission ein inniges Dankeswort zu sagen und dabei auch die Gefühle unserer Missionare zum Ausdruck zu bringen, die unermüdlich den Schützengrabenkrieg der Weltmission führen. Im Vorjahr gewannen sie eine halbe Million Seelen für den katholischen Glauben. Wir schauen auf sie mit Liebe und Bewunderung. Sie aber blicken auf uns, vertrauend unserem Gemeinschaftsgeist und unserer helfenden Treue. Die Bedürfnisse wachsen, da die Missionen sich jedes Jahr vermehren. Wir aber vertrauen im Glauben, daß auch die Caritas sich mehre.

Ein Bischof der Eisregionen berichtete neulich an die Propaganda von einem Unfall, der seinem greisen Bischof, dessen Hilfsbischof er ist, zustieß: „Im verflossenen Jahre hätte dieser

unermüdlische einundsiebzigjährige Missionsbischof bei einem tragischen Unglücksfall, der seinem Reisegefährten, einem Missionar, das Leben kostete, beinahe selbst das Leben verloren. Die beiden befanden sich auf einer Kanufahrt im äußersten Norden des Vikariats. Das Kanu wurde von einem Wasserwirbel fortgerissen. Ein Baumzweig, unter den das Kanu getrieben wurde, segte den Missionar mit allen Vorräten (Tragaltar, Kleidern, Lebensmitteln) ins Wasser. Der alte Bischof konnte nach unerhörten Anstrengungen zu einer Uferstelle gelangen, ohne des von der Strömung verschlungenen Gefährten noch einmal ansichtig zu werden. Ganz allein befand sich nun der greise Bischof an diesem Orte der Tragik, erschöpft, ohne irgendwelche Hilfsmittel, mehr als 40 Kilometer von jeder menschlichen Behausung entfernt. Er beobachtete die Strudel des Flusses, ob sie nicht den Leichnam des Gefährten herausgäben. Vergebens! Ruhig erwartete er dann selbst den Tod — oder eine Hilfe, die ihm die göttliche Vorsehung vielleicht schicken würde. Zwei Tage später kam an der Stelle zufällig ein Goldsucher vorbei und rettete den armen Bischof.“

Diese Tatsache, die sich in anderer Form recht häufig in den Missionen wiederholt, ist auch ein Gleichnis. Es zeigt an, wie die göttliche Vorsehung gerne den treuen Missionaren hilft, die von so vielen Gefahren und Nöten umgeben sind. Die Vorsehung bedient sich der Menschen, um ihnen zu helfen. Von uns verlangt sie, daß wir die Werkzeuge ihrer mütterlichen Sorge für den Unterhalt der Missionare seien. Wir sind wahrhaft diese edlen Werkzeuge, wenn wir für die Ausbreitung des Gottesreiches beten, wenn wir den Herrn der Ernte bitten, daß er Arbeiter auf das Feld der apostolischen Arbeit sende, wenn wir mit unserer Caritas den Missionaren die Möglichkeit schenken, zu leben und zu arbeiten.

Um die Caritas zu mehren, muß der gewaltige Missionskreuzzug der Gläubigen organisiert werden. Das Geheimnis des Erfolges liegt ganz in der Organisation. Wir wenden uns an unsere verdienten Mitarbeiter, an die Nationaldirektoren des Priestermissionsbundes und der Päpstlichen Werke, damit sie nicht innehalten in der Arbeit, die weltumspannende Missionsorganisation immer weiter vorwärts zu tragen. Alle Priester sollten Mitglied des Priestermissionsbundes werden. Dieser Bund ist gleichsam ein warmer Blutkreis, der durch seine feinsten Adern alle Pfarreien erreicht. Im verflossenen Jahr vermochten die Katholiken einer Nation trotz der besonderen Schwierigkeiten ihren Missionsbeitrag zu erhöhen. Die Erklärung dieser beispielgebenden Tätigkeit bietet das Wort „Organisation“. Alle guten Katholiken sollten Mitglied des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung werden! Alle Priester

und Seminaristen mögen sich stets des Päpstlichen Werkes für den einheimischen Klerus annehmen, es überall bekannt machen und ihm Hilfsmittel zuführen, damit es ihm ermöglicht wird, die jungen Priesterkandidaten heranzubilden, die sich in den einheimischen Seminarien drängen. So bereiten sie die Ankunft des Reiches Christi in den Heidenländern vor.

Im Mai vorigen Jahres gründete ein spanischer Priester eine Studienbursche für einen einheimischen Seminaristen. „Das ist mein ganzes Geld“, sagte er zum Nationaldirektor des Werkes für den einheimischen Klerus. Dann besann er sich einen Augenblick, als ob er etwas vergessen hätte, faßte in seine Tasche und übergab dem Nationaldirektor seine goldene Uhr mit Kette. „Geben Sie dies bei Ihrer Komreise dem Papst für den einheimischen Klerus.“ Ich durfte dem Papst diese goldene Uhr selbst übergeben. Hat sie doch eine moralische Bedeutung, die kostbarer ist als der Metallwert selbst. Der Papst, der die Missionsaktion so sehr liebt und so sehr begünstigt, wertete die karitative Geste sehr und gab mir den Auftrag, in seinem Namen dem schlichten Priester zu schreiben.

Jeder von uns wird auch in schweren Zeiten irgend etwas finden, um das Königtum der Missionsliebe, der Liebe zur heiligen katholischen Kirche, immer mehr zu entflammen! Bereiten wir uns mit neuem Eifer vor, um den Weltmissionssonntag 1936 zu feiern. Er ist bestimmt zum Leben und zum Wachstum des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung. Er soll eine Welt-Heereschau der Missionshilfe sein. Am Weltmissionssonntag sollen wir 1. für die Missionen beten, 2. immer mehr den Missionsgedanken verbreiten, 3. die Mittel sammeln, damit die 500 Missionen, die unter den fernen Riesenmassen der Heiden errichtet sind, leben und arbeiten können.

Möge der eindringliche Ruf Christi unsere Herzen rühren: „Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schaffstall sind; und es ist notwendig, sie zu mir zu führen, damit ein Schaffstall und ein Hirt werde.“



Gott allein genügt

Wenn des Lebens Last und Not,	Ach, des Lebens bunter Schein
Leid das Herz durchpflügt,	Wechselt rasch - und trägt;
Meine Seele, suche Gott:	Ruhe ist in Gott allein:
„Gott allein genügt.“	„Gott allein genügt.“

Blick, o Herr, mich gnädig an,
Daß an dich geschmiegt
Jederzeit ich sprechen kann:
„Gott allein genügt.“

In einem Weihnachtsmorgen kamen einige Urchristen zur Kirche nach Riboscho und baten mich, mitzugehen an die Stelle, wo ein Leopard des Morgens Mahlzeit gehalten hatte. Dort angelangt, sah ich mit Schauern die Überreste einer Negermutter auf dem blutigen Grase liegen; ein sechsjähriges Büblein, in der Nähe versteckt, kam zum Vorschein. Die Mutter wollte auf dem Markt in Riboscho ihre Waren umtauschen, wurde aber von einem hungrigen Leopard überfallen und verspeist; als er satt war, ließ er das Ubriggebliebene liegen, zog sich in sein Gebüsch zurück und schnarchte. Der kleine Junge wollte seiner Mutter nachspringen und als er die Bestie knurren hörte, kletterte er auf einen Baum und beweinte sie. Tröstend sagte ich zu ihm: „Wakitere, ich will fortan deine Mutter sein!“ Gerne ging er mit mir. Zufällig kam auch sein Vater zur Stunde an den Platz, und ich fragte vorerst, ob ich den Knaben behalten dürfte. „Gern,“ antwortete dieser heidnische Mann; „ich will ihn nicht, er ist böse. Gib mir ein Stück Brot dafür!“

Und wirklich, der junge Wakitere war ein böses Kind; im höchsten Grade jähzornig, rachsüchtig und eigensinnig. Tat man ihm nicht den Willen, so trotzte er, machte ein Gesicht, als hätte er unreife Zitronen gegessen und war dann durch nichts zu bewegen, eine Antwort zu geben. Auf's Wort folgen, war ihm eine unbekannte Sache, und fragte man ihn: „Warum tust du nicht, was man dir sagt?“ dann erwiderte er: „Weil du es mir zweimal gesagt hast. Ich lasse mir nicht zweimal das Nämliche sagen.“ Legten ihm die Kameraden das Geringste in den Weg, so rollten seine Augen fürchterlich im Kopf herum, er schnaubte wie eine Lokomotive und hob Steine auf, um damit zu werfen, oder wälzte sich auf der Erde und heulte wie rasend.

Von dem Tage an, wo Wakitere im heiligen Glauben Unterricht erhielt und von seinem heiligen Schutzengel, der alles in das Buch des Lebens aufschreibt, zu hören bekam, ging mit dem Knaben eine auffallende Veränderung vor. Er wurde so nachgiebig und fügsam, sanft und gefühlvoll, daß man ihn nicht wiedererkannte. Einige wenige Züge aus dieser Zeit seien hier erwähnt: Mit großem Zartgefühl beobachtete er uns Schwestern, um sich überall gegen uns gefällig und liebevoll zu erweisen. Ging er mit mir hinaus, die Kranken aufzusuchen, so lief er voraus, um die Steine und Unrat auf den Wegen wegzuräumen. Als er nach einigen Jahren am Stephanstage auf den Namen Emanuel getauft wurde, machte er sich große Sorge, daß er seinen heiligen Schutzengel und den lieben Jesusknaben durch soviel Unartigkeiten betrübt hatte.

In der Schule hörte er mich öfters husten. „Kameraden!“

bat Emanuel, „die Mama hat sich erkältet, wir wollen alle zusammen beten, damit der Husten aufhört. Eines Morgens hatte er sich zweimal zum Aufstehen rufen lassen. Diese Trägheit und dieser Verstoß gegen den pünktlichen Gehorsam bekümmerte ihn so sehr, daß er sogleich zum Beichten gehen wollte. Nach Empfang seiner ersten heiligen Kommunion machte er in der begonnenen Besserung noch größere Fortschritte.

An Namenstagen von den Patres Missionaren und Schwestern suchte er kleine Hellerfassungen anzustellen, um aus dem Ertrag zum Festgeschenk je 1—2 heilige Messen zu bestellen, und forderte seine Genossen auf, an diesem wichtigen Tage für das teure Namenstagskind gemeinsäm die heilige Kommunion aufzuopfern.

3

An die Unbefleckte!

Ich finde keine Worte
Zu preisen, o Schönste, dich!
O könnt ich es dir sagen,
Wie heiß ich liebe dich!

Wie herrlich und wie milde
Bist du, des Geistes Braut,
Du goldener Gottestempel,
Vom Höchsten selbst erbaut!

Was ist der Erde Schönheit,
Was ist der Sonne Glanz?
Das Licht, das dich umstrahlet,
Das ist der Gottheit Glanz!

Durch dich teilt er die Gnaden
In reicher Fülle aus,
Durch dich strömt Gottes Segen
In alle Welt hinaus.

Von diesem Licht umflossen
Bist du, o holde Frau!
In dieser Flut der Gnaden
Ich dich, o Mutter, schau!

O Jungfrau, Unbefleckte,
O laß mich preisen dich,
O Keinste, Gnadenvolle,
In Gott versenke mich!

Aus deinem Mutterherzen,
Aus deiner Mutterbrust,
Aus deinen Mutterhänden
Strömt Trost und Himmelslust
Hinein in unsere Seelen,
Die dir geweiht sind,
O Mutter, laß mich sterben
Als ein Marienkind! m. v.

Drei blutrote Rosen

(Aus der Kriegszeit in Ost-Afrika)

Im fernen Ost-Afrika, im britischen Kenja-Gebiet, liegt auf einem Hügel im Schatten hoher Kokospalmen eine Niederlassung der Väter vom Heiligen Geist, die Missionsstation Bura. Sie besitzt bereits eine aus Stein gebaute, geräumige Kirche, ein Marienhaus, mehrere Schulkale, ein Wohnhaus für die hochwürdigen Patres und ein Schwesternklosterchen, nebst den notwendigen Wirtschafts- und Ökonomiegebäuden.

Wenn wir das Auge in die Ferne schweifen lassen, so breitet sich vor unsern Blicken die endlose Steppe aus, kaum können wir noch die allgemeine Karawanenstraße unterscheiden. Am Fuße des Hügelabhanges sehen wir eine Baumwollpflanzung. Der Hügel selbst ist bewachsen mit blühenden Kaktusbäumen und verschiedenem Grün, meist stacheligem Gebüsch. Hinter uns begegnet der Blick einer herrlichen Gebirgslandschaft, dicht bewachsenen Bergen, tiefen Schluchten und zerklüftetem Gestein. Die Eingeborenen sprechen, mit einigen Ausnahmen, die Suaheli-Sprache.

Im September 1914, am Anfang des Weltkrieges, leitete der hochwürdige Pater Müller, aus der Kongregation der Väter vom Heiligen Geist, die Station. Drei Missionschwester unserer Genossenschaft, Schwester M. Genesia Gröbel, Oberin, Schwester M. Hermenegildis Kimmel und Schwester M. Eustachia Stöbich, unterstützten ihn in seiner Missionstätigkeit. Soeben war die Kunde vom Weltkriege auch nach Bura gedrungen und hatte das Herz des eifrigen Missionars mit banger Sorge erfüllt. Gedankenvoll überflog sein Auge die Gegend und blieb dann auf dem Missionskirchlein ruhen. Auf seiner Kirche, in der das heilige Taufwasser schon über so viele schwarze Krausköpfe geflossen war, — in der sein priesterlicher Segen so manches neubekehrte Paar fürs Leben verbunden hatte! Würde der Krieg seine zerstörenden Wellen auch bis hierher schleudern? Oder würde es ihm vergönnt sein, bei seinen schwarzen Christen zu bleiben? Würde das mit so vieler Mühe und so großen Opfern Erworbene der Mission erhalten bleiben? Wer wußte es?

Bald, leider nur zu bald, sollten sich seine trüben Ahnungen verwirklichen, jedoch in ganz anderer Weise, als er gefürchtet.

Vor mehreren Jahren hatte sich in der Nähe von Bura ein Anhänger einer Sekte niedergelassen. Er sah das Wirken und Arbeiten des katholischen Priesters und der Missionschwester. Haß und Neid bemächtigten sich seiner Seele, und auf alle mögliche Weise suchte er ihre segensreiche Tätigkeit zu hintertreiben. Schon manchen Verdruß, manche Schwierigkeit hatte dieser

Prediger dem katholischen Priester und den Schwestern verursacht, doch ohne viel Erfolg.

Da brach der Krieg aus. — Das schien ihm die günstigste Gelegenheit, um sich für immer der katholischen Nachbarschaft zu entledigen. Und er zögerte nicht. — Es kam ihm sehr gelegen, daß der Sammelplatz der englischen Truppen nur eine kleine Strecke von seinem Wohnort entfernt war. So erschien eines Tages der Sektarianer daselbst und beschuldigte den katholischen Priester und die Missionschwestern des Verrates und der Spionage. Er fand leicht Glauben bei seinen Landsleuten, da die Beschuldigten der feindlichen Nation angehörten, der Pater war wohl Elsässer, die Schwestern aber aus Deutschland und Osterreich. Das Urteil war schnell gefällt!



Bazar der Eingeborenen in Mombassa

Es war am 6. September, als die Hiobspost eintraf — unverweilt sollte der Pater Missionar abgeführt werden. Er war gerade in der Kirche und hielt den Gottesdienst. Noch eine kurze Ansprache an seine lieben Schwarzen — und ehe die armen Leute noch recht begriffen hatten, um was es sich handelte, war ihr treuer Hirte schon auf dem Wege in die Gefangenschaft. Er wurde in die Küstenstadt Mombassa gebracht und von da nach Bombay in Indien.

Nach der Gefangennehmung des hochwürdigen Paters waren die drei Missionschwestern in großer Bestürzung zurückgeblieben. Sie ahnten, daß ihres Bleibens auf der Station auch nicht mehr lange sein würde, und ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen. Es waren kaum einige Stunden vergangen, da sahen sie ein Gefährt, das sich der Mission näherte. Es war bestimmt, sie in die Verbannung zu bringen.

Mit schwerem Herzen wurde schnell das Notwendigste zu-

sammengepackt, ein langer schmerzlicher Blick umfaßte noch einmal die liebgewordene Stätte, zum letztenmal fuhr die Hand der Schwester liebkozend und abschiednehmend über die dunklen Krausköpfe der lieben Kleinen, die laut weinend und schreiend die geliebten Schwestern festzuhalten suchten. Schluchzend riefen sie immer wieder: „Mutter, geh nicht fort.“ „Mutter, warum gehst du fort, wir haben dich so lieb.“ — Selbst die harten Krieger konnten sich der Rührung nicht erwehren, als sie die Kinder mit Gewalt von den Schwestern entfernen mußten.

Unter militärischer Begleitung wurden sie bis Voi gebracht. Oft noch wandte sich ihr tränenfeuchter Blick zurück nach der verlassenen Missionsstation, die ihnen zur zweiten Heimat geworden war. Schwester Genesia faßte sich zuerst. Ihre bebenden Hände umfaßten innig das kleine Brustkreuzchen und es den beiden Schwestern zeigend, sagte sie: „Er hat unschuldig gelitten, nicht weil er mußte — sondern weil er wollte — laßt uns ihm nachfolgen.“

Nach einem zweiwöchigen, an Entbehrungen überreichen Aufenthalt in Voi wurden die Missionschwestern durch die fieberreiche Steppe nach Mombassa befördert, wo sie bei den französischen Patres, den Vätern vom Heiligen Geist, liebevolle Aufnahme fanden. Leider war hier ihres Bleibens nicht lange; infolge der überstandenen Leiden und Entbehrungen hatten sie beständig mit dem Fieber zu kämpfen, besonders Schwester Hermenegildis konnte sich nicht mehr erholen; sie siechte langsam dahin. Sie wurden deshalb im öffentlichen Krankenhaus untergebracht, was für die armen Schwestern keineswegs eine Verbesserung ihrer traurigen Lage bedeutete. Die Pflegerinnen, sowie der englische Arzt kamen ihnen mit Mißtrauen entgegen. Schwester Hermenegildis' Zustand verschlimmerte sich täglich, doch man schien es nicht zu bemerken. Durch liebevolle, aufmerksame Pflege suchten deshalb unsere beiden Schwestern der Leidenden einen Ersatz zu bieten, obwohl sie ihr keinerlei Erleichterung verschaffen konnten. Die Krankheit war, was der Arzt erst nach ihrem Tode konstatierte, in ein bösesartiges Typhusfieber ausgeartet. O, was mußte die gute Schwester Genesia viele vergebliche Bitten tun, bis der Arzt ihr endlich erlaubte, einen Priester rufen zu lassen, um der Kranken die heiligen Sterbefakramente zu spenden. — Und es war höchste Zeit. — Zwei Stunden später hatte Schwester Hermenegildis ausgelitten. Es war am 25. Januar 1915.

Die aufopferndste Pflege ihrer zwei Lebensgefährtinnen hatte den Tod nicht von ihr fernhalten können. Unsagbar groß war der Schmerz der beiden Zurückgebliebenen, waren doch ihre Herzen durch das gemeinsam ertragene Leid so innig miteinander verbunden. Ganz niedergebeugt von Schmerz schrieb Schwester Genesia an die Ehrwürdige Mutter Generaloberin:

„Seit September mit außergewöhnlichen Leiden, Opfern und Prüfungen ganz vertraut geworden, will mir doch ob dieses Verlustes das Herz fast brechen. Meine zitternde Hand vermag kaum zu schreiben.“ Ach, die gute Schwester Oberin ahnte, daß ihrer noch mehr Opfer warteten — und — daß ihr das Herz wirklich brechen sollte.

Einige Tage nur ruhte Schwester Hermenegildis im Grabe, da zeigten sich auch bei Schwester Eustachia die Anzeichen von Typhusfieber. Ihr entkräfteter Körper, geschwächt durch die Leiden und Opfer der letzten Zeit, konnte der Krankheit keinen Widerstand mehr bieten. Schwester Genesia wich nicht von ihrem Lager gönnte sich Tag und Nacht keine Ruhe, doch alles umsonst, der liebe Gott verlangte auch dieses Opfer von ihr — und großmütig, wenn auch mit blutendem Herzen, brachte sie es.

Am 28. Februar schlug die Trennungsstunde; Schwester Eustachia starb in den Armen von Schwester Genesia. — Doch sollte die Trennung der drei so innig Verbundenen nicht lange währen. Fünf Tage später kämpfte auch Schwester Genesia den letzten Kampf. Fünf Tage nur — und die edelmütige Dulderin war wieder mit ihren geliebten Schwestern vereint. Jubelnd flog ihre im Schmerz geläuterte Seele himmelwärts, um ewig in unaussprechlicher Wonne zu genießen, was, nach den Worten des heiligen Paulus, Gott denen bereitet, die ihn lieben.

Treu ergeben ihrer Genossenschaft bis zum letzten Atemzug, hatte Schwester Genesia, als sie ihr Ende nahen fühlte, mit sterbender Hand noch ein Briefchen an ehrwürdige Mutter Generaloberin geschrieben. Durch den holländischen Konsul in Bombassa wurde dies letzte Zeichen kindlicher Anhänglichkeit der Genossenschaft übermittelt. Es war nur ein halber Briefbogen mit Bleistift geschrieben, und was enthielt er? Worte der Dankbarkeit und Liebe für die Mutter ihrer Kongregation und für ihre Mitschwester, sowie für ihre lieben Angehörigen in der fernen Heimat. Er enthielt ein herzliches „Deo gratias“ für die unschätzbare Gnade der Beharrlichkeit im heiligen Berufe.

„Drei blutrote Rosen“ waren es, die, gepflanzt in die Genossenschaft der Missionschwester vom kostbaren Blut, sich reich entfalteten im Missionsfelde, wo der Todesengel sie nach harter Arbeit im Zeitraum von kaum sechs Wochen nacheinander brach.

Was ist aus dem Verleumder geworden? An ihm hat sich das Sprichwort bewahrheitet: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“, oder „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.“ Er konnte dem Glanz des Goldes nicht widerstehen; viel Geld wollte er verdienen und schnell reich werden. — Er ward zum Verräter an seinem Vaterland. Auf frischer Tat ertappt und durch die aufgefundenen

Beweise überführt, ergab sich auch die Unschuld des katholischen Priesters und der drei Missionschwwestern. Er gestand, daß er den Missionar und die Schwestern fälschlich beschuldigt habe. Er wurde als Vaterlandsverräter zum Tode durch den Strang verurteilt. Möge Gott seiner Seele ein gnädiger Richter gewesen sein!"

Der hochwürdige Pater Missionar wurde sofort aus seiner Haft entlassen und ihm erlaubt, frei in seine Missionsstation zurückzukehren. Die drei Schwestern weilten nicht mehr unter den Lebenden, als ihre Unschuld bekannt wurde.

Nach seiner Freilassung reiste der hochwürdige Pater nach Europa. Gelegentlich dieser Reise kam er auch nach Holland und besuchte das Mutterhaus der Missionschwwestern vom kostbaren Blute. Jetzt erst, nachdem die eingehenden Schilderungen des hochwürdigen Missionars die kurzen Berichte der drei Schwestern vervollständigte, ergab sich ein klares Bild alles dessen, was die drei Missionarinnen zu erdulden gehabt hatten.

Wir hoffen, daß die so früh Dahingegangenen am Throne Gottes ihrer Genossenschaft viele neue Kräfte erbitten werden, denn nicht nur von den Priestern und Missionaren, sondern auch von den Missionschwwestern gilt das Wort des göttlichen Heilandes: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind so wenige.“



Am 18. Okt. 1936 reisten Schw. M. Stella Alt (links) u. Schw. M. Gerberta Jager (rechts) mit dem deutschen Amerikadampfer „Bremen“ nach New York-Princeton ab
(Näheres nächste Nummer)

Mgugu, der Sohn des Mantshonga Mncadi

(Fortsetzung)

Auf einen Wink Mantshongas schlüpfte ein Weib aus der nächsten Hütte mit einer Strohmatte. Sie breitete dieselbe vor der Schwester auf dem Boden aus und zog sich dann eiligst wieder zurück. Die Schwester ließ sich auf die Matte nieder, und Mantshonga setzte sich auf einen großen Stein — ein solcher dient meistens diesen schwarzen Gebietern als Thron — jetzt begann die bedeutungsvolle Unterredung:

„Kuluma 'nkosazana (Sprich, Herrin)!“

„Dein Sohn macht mir viele, viele Freude, 'nkosi (Herr), durch seinen ausgezeichneten Fleiß hat er schon vieles, sehr vieles gelernt, aber er wünscht noch mehr zu lernen. Wir wollen seiner Lernbegierde entgegenkommen und ihn etwas Großes, recht Großes lernen lassen. Etwas, das selbst nur wenige Weiße können. Er wird ein so großer Herr werden, daß seine Stammesgenossen mit Ehrfurcht zu ihm aufschauen.“

„Wird er aber dann mit seinen Kenntnissen auch mir Nutzen und Segen bringen?“

„O gewiß, dir und deinem ganzen Stamme wird er Nutzen und Segen bringen, einen Segen und eine Hilfe, so groß, daß du das jetzt noch gar nicht begreifen kannst. Zu diesem Zwecke muß aber dein Sohn petshya (über das Meer) gehen. Diese Reise kostet viel Geld, doch wird für deinen Sohn gesorgt. Und drüben, im Lande der Weißen wird es ihm sehr gut gehen. Er wird in einem schönen, großen Hause wohnen, bekommt Kleider und gutes Essen. Er darf den ganzen Tag lang lernen. Weiße Männer werden ihm Unterricht geben in vielen, vielen Dingen. Doch bis er das kann, was er lernen muß, um nachher dir und deinem Stamme großen Nutzen schaffen zu können, dazu wird er mehrere Jahre brauchen. Dann aber wird er wieder zurückkommen, du wirst ihn wieder sehen, deinen lieben Sohn, deinen Edelstein. Sein Wiederkommen wird Freude und Glück für dich sein. Willst du, daß wir deinen Sohn und dich so glücklich machen?“

Plötzlich erschallt von den umliegenden Hügeln Kriegsgesang. Viele Männer und Jünglinge hatten sich dort versammelt, als sie gewahr wurden, daß fremde Besucher sich Mantshongas Kraal näherten. Auf ein Zeichen wartend, lagen sie dort im Grase versteckt. Ein Jüngling, welcher die obige Unterredung abgelauscht hatte, gibt nun das Zeichen. Jetzt schwingen sie singend ihre Assegais und der Boden dröhnt von ihren wilden taktmäßigen Tritten. Sie bilden einen Kreis, um keinem Flüchtling Raum zu geben. Diesen Kreis wollen sie beim Heransturme enger und enger ziehen, bis sie die feindlichen Ein-

dringlinge erreicht haben, um sie dann mit wilder Lust zu durchspießen. — Die Schulknaben zittern.

„Iulani, izinuja (Still, ihr Hunde)!“ gebietet jetzt Mantshonga mit einer Donnerstimme, und sofort hört der wilde Lärm auf. Die Schulknaben atmen wieder auf.

„Mgugu, mein Kind“, sprach jetzt der schwarze Mann mild und gerührt, „bist du wirklich entschlossen, petsheya (über das Meer) ins Land der Weißen zu gehen?“

„Ja, Vater, und ich bitte um deine Erlaubnis dazu“, antwortete Aloysius herzlich bittend.

„Gut, so gehe, mein Sohn, aber komme wieder, und dann verdiene viel, viel Geld für mich. Und jetzt geh, treib eine gute Kuh herein, melke sie und gib deiner guten Herrin hier die Milch zu trinken.“

Aloysius erquickte alle seine Begleiter mit der köstlichen Milch, und nun mußte er von seiner Mutter Abschied nehmen; das gab einen harten Kampf. Mamncadi war das Großweib (erste Weib) Mantshongas. Sie hatte schon viele harte Zeiten durchlebt. Lange Jahre war sie sogar mit dem Ausfaze behaftet gewesen, der von ihren Fingern und Zehen nur kurze Stumpen übrigließ. Merkwürdig ist, daß bei ihr der Ausfaze wieder aufhörte. Aloysius meinte, das habe sein Vater mit seinen Medicinen zustande gebracht, denn er sei ein großer Doktor. Noch merkwürdiger ist, daß keiner der Angehörigen angesteckt wurde. Aloysius war das letzte Kind der Mamncadi und daher ihr Liebling, ja sie war es, die ihm den Namen Mgugu (Edelstein) gab. Als er ihr nun sein Vorhaben mitteilte, warf sie in wildem Schmerz die Kuhläute von sich, womit sie bedeckt war, gebärdete sich wie eine Verzweifelte und stimmte das bei den Kaffern übliche Totengeheul an. Das gab den rohen Männern und Burschen, die noch immer im Grase lagen, wieder Anlaß zum Ausbruch. Sie wiederholten ihren vorigen Kriegslärm, wurden jedoch von Mantshonga gleich wieder zum Schweigen gebracht.

„Musa ukukala 'Ma (Weine nicht, Mutter)“, sagte Aloysius jetzt sehr zärtlich zu der noch immer sich rasend gebärdenden Mutter. Dein Schmerz wird in Freude verwandelt werden. Siehe, diese weiße Frau hier wird jetzt öfter zu dir kommen und dir immer gute Nachricht von mir bringen.“ — Mamncadi beruhigte sich und warf der Schwester einen freundlichen, vertrauensvollen Blick zu.

Bald nach diesem für Aloysius so opfervollen Tage trat ein Missionar seine Reise nach Rom an und nahm den braven Aloysius mit in die Ewige Stadt, wo er im Kollegium der Propaganda seine Studien begann. Die Schwester tat, wie der scheidende Sohn seiner Mutter versprochen hatte, und besuchte dieselbe öfters. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie der alten

Heidin von Gott und seiner Güte. Schon beim ersten Besuche zeigte sich letztere, die sich bei der Abschiedsszene so zornig gebärdet hatte, so willig, daß sie gerne der Schwester ihre Um Schlagdecke überreichte, welche sie mit langen Stichen rasch in ein Kleid umwandelte. Beim nächsten Besuch wurde Mamncadi mit einem neuen Kleide beglückt. Nachdem die Schwester das alte Mütterchen einigemal besucht hatte, wurden auch die Kinder, deren es in dem großen Kaffernkraal gar viele gab, zutraulich. Sie waren ohnehin gewohnt, viel beim Großmütterchen oder respektive Urgroßmütterchen zu sitzen, denn sie wußte gar interessante Geschichten zu erzählen. So saßen sie auch jetzt im Kreise um sie herum und horchten gespannt auf das, was die weiße Frau erzählte. Die Samenkörnlein der christlichen Religion fanden in den jungen Herzen gutes Erdreich und trugen nach Jahren herrliche Früchte.

Die gute Mamncadi wurde bald nach Beginn des Unterrichtes von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, und so beeilte sich die Missionschwester, dieselbe genügend auf die heilige Taufe vorzubereiten. Dann kam ein Priester und taufte sie auf den Namen Maria. „Dein Schmerz wird in Freude verwandelt werden“, hatte Aloysius beim Abschied gesagt. Das Mütterchen erinnerte sich an ihrem Taustag dieser Worte, und sagte wiederholt: „Jetzt ist erfüllt, was mein lieber Sohn Mgugu gesagt hat. Ngijajabala (Ich freue mich), ich bin glücklich.“ Sie starb in der seligen Hoffnung, den Sohn einmal im Himmel wiederzufinden.

Bald nachdem Gott das alte Mütterchen des schwarzen Priesterkandidaten in den Himmel genommen hatte, wurde die Schwester auf eine andere Missionsstation versetzt, fünfzehnhundert Meilen weit entfernt von ihrem ersten Missionsfelde Maryvale. Der Missionar, welcher die Mission dort begonnen und mit so großem Erfolge geleitet hatte, wurde früh zum Empfange seines Lohnes in die Ewigkeit gerufen. Andere eifrige Missionare und Missionschwester setzten die Arbeit in Maryvale fort.

Als der neugeweihte schwarze Priester nach 9jährigem Studium von Rom zurückkam, wurde er mit Freude und Jubel auf der Missionsstation Maryvale empfangen; da fand sich zur schönen Empfangsfeier auch sein greiser Vater Mantshonga ein. Zum erstenmal erhob der junge Priester seine Hand, um der vor ihm knienden Schar aus dem Zulustamme den priesterlichen Segen zu spenden. Da sah er auch seine andern Mütter, nämlich die Weiber seines Vaters — seine Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten — alle ganz umgestaltet an Leib und Seele. Als Aloysius nach Rom abreifte, gingen sie alle noch nackt oder bedeckten sich spärlich mit schmutzigen, übelriechenden Kuhhäuten.

(Schluß folgt.)



F ü r d i e K i n d e r

St. Nikolaus und Christkindchen in Matombo 1936

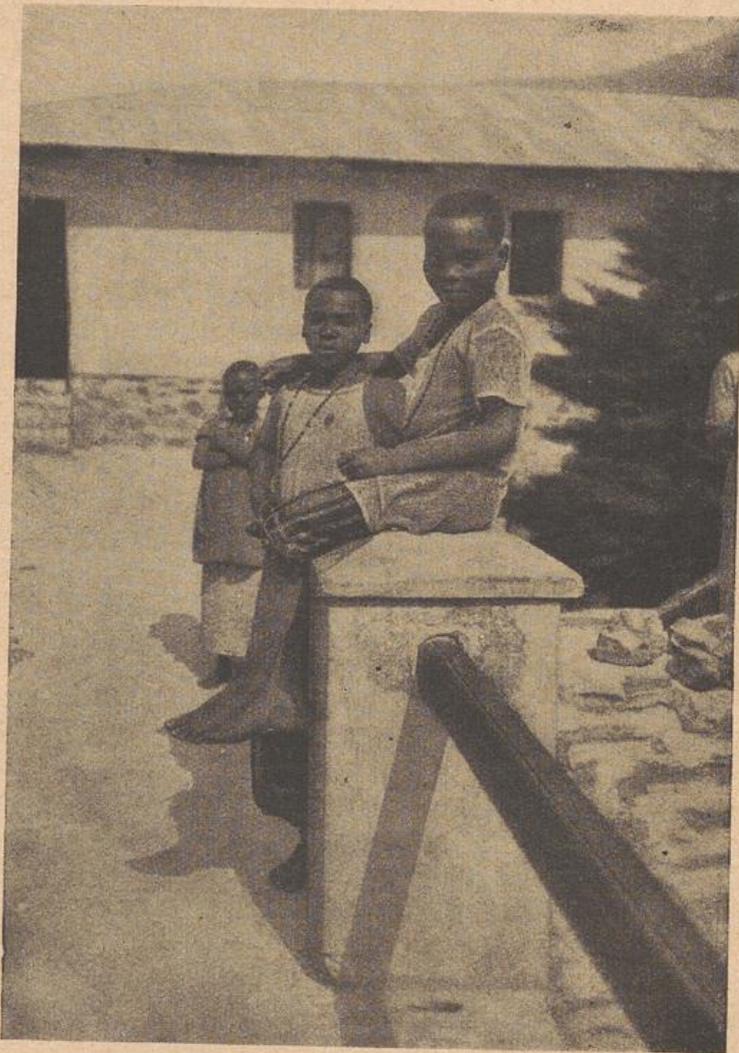
Ost-Afrika, Tanganjika-Gebiet

Welches Kind in Afrika kannte St. Nikolaus? Hier in Matombo keines. Als es nun so langsam auf Dezember zuing, hatte Schwester Majellis unseren Kindern von den schönen St.-Nikolaus-Bescherungen in Europa erzählt. Ja, das war etwas Neues und tagelang das Gespräch der Kinder. Was irgendwie zweifelhaft war, wurde vorgelegt, und es war oft schwierig, die richtige Antwort zu finden, um diese Plappermäulchen zu befriedigen. Immer und immer wieder wurde gefragt, ob St. Nikolaus nur die weißen Kinder so liebe. Ich sagte: „Nein, er liebt die guten Kinder, ob schwarz oder weiß. Soll ich St. Nikolaus einmal ein Briefchen schreiben? Vielleicht würde er, wenn ihr brav seid, am 6. Dezember bei seiner Rundreise auf Erden auch zu euch kommen.“

Sie wollten sich's überlegen. In der Zwischenzeit gingen sie bei den andern Schwestern Erkundigungen einziehen, und zufällig hörten sie, wie Schwester Majellis gerade ihren Kindern erzählte, daß Knecht Rupprecht die bösen Kinder in den Sack stecke. Erst wurde weiter geforscht, was Knecht Rupprecht mit den bösen Kindern im Sack doch mache. Aber bald stand der Entschluß fest: „Nein, unter keinen Umständen St. Nikolaus rufen, denn“, so raunten sie sich zu, „wer weiß, wie St. Nikolaus über uns denkt und — den Sack hätten wir ja alle verdient.“ Fränzchen zitterte wie Espenlaub bei dem Gedanken. St. Nikolaus könne alle seine Untugenden vor den Mädchen offenbaren; nein, lieber auf alles Süße verzichten, als diese Schande erleben.

Und die beiden Zwillinge, Marianne und Regina, erklärten unummunden, sich im Flusse zu verstecken, wenn die größeren mit dem Besuche des heiligen Nikolaus einverstanden wären. Ich lachte und schwieg; der Brief blieb ungeschrieben.

Inzwischen kam die heilige Adventszeit. — Marianne und Regina gingen zum erstenmal zur heiligen Beichte und nahmen es wirklich ernst. Wie oft kamen sie zu mir mit der Bitte: „Bitte, Mama, komm mit uns nach hinten auf die Veranda und hilf uns, unsere Sünden suchen.“ Ich schickte sie jedesmal zum lieben Heiland. Nach der Beichte, als ihre Herzen so rein und



Ostafrikanische Christenkinder

so froh waren, meinten sie ganz treuherzig: „So, jetzt könnte St. Nikolaus kommen, jetzt brauchen wir Knecht Rupprecht nicht zu fürchten.“ Aber jetzt rieten die Größeren ab.

Im Unterrichte belehrt, durch kleine Opfer in treuer Pflichterfüllung dem Jesulein Strohhälmchen fürs Krippchen zu sammeln, hub ein heiliger Wettstreit an. Im Schlaßaal war zu Füßen der Madonna ein Kästchen aufgestellt; unten war eine

Schublade mit feiner Holzwolle angefüllt. Für jedes Opferchen durften sie der lieben Gottesmutter ein Hälmlchen bringen. Es war eine Freude, diesen Wetteifer zu sehen. Da gab's kein Zanken und Lügen, kein Faulenzen und Drücken mehr. Jedes Maiskörnchen, das sonst so gern übersehen wurde, hob man auf; die Schalen von Bananen und Apfelsinen wanderten jetzt treu in die Abfallkiste. Niemand war mehr schwerhörig, wenn sein Name gerufen wurde usw.

St.-Nikolaus-Abend kam. Schwester Majellis erzählte ihnen, daß jetzt St. Nikolaus zu den guten Kindern in Europa gehe, welche ihm ein Briefchen geschrieben hätten. Da kam's wie ein Heimweh über unsre guten Negerlein, denn gut waren sie auch vorher, noch ehe der Advent begonnen hatte, und leise fragten sie mich, ob's denn nicht noch möglich wäre, ihn zu rufen, denn in den letzten Wochen wären sie doch einigermaßen brav gewesen und Knecht Rupprecht würde ihnen sicher nichts tun. Sie wollten ja auch fortan ganz brav sein. Ich sagte ihnen, es wäre zu spät, der Himmel wäre weit und St. Nikolaus wäre sicher schon auf Erden.

Es wurde dunkel. Stern reihte sich an Stern und wie die Kinder auch Ausschau hielten, St. Nikolaus war nirgends zu sehen. Da stellte sich klein Marianne mitten auf den Hof und rief mit gefalteten Händen laut zum Himmel in die Nacht hinein: „Lieber heiliger Mann, komm doch zu uns, vielleicht gehst du gerade hier in der Nähe vorüber, o komm doch, komm doch!“

Aber alles blieb still, und traurig gingen sie hinein zum Essen, immer wieder sagend: „O was waren wir dumm, warum ließen wir die Mama nicht schreiben!“ Sie machten die Türe fest zu; wer weiß, ob St. Nikolaus nicht doch noch gehört hat — Vorsicht ist besser — und schließlich, wer weiß, — hat die Mama nicht oft gesagt: wer ist rein in den Augen Gottes! — Kurz und gut, niemand brauchte an diesem Tage nach Tisch nach draußen zu gehen wie sonst, auch brauchte niemand den Mund auszuspülen — die Türe blieb verschlossen, und so sah auch niemand von ihnen, wie St. Nikolaus auf leisen Sohlen an ihren Fenstern vorbeihuschte, um sie nicht zu erschrecken, und wie er einen Sack, gefüllt mit schönen Sachen, die nur Krausköpfchen erfreuen können, an die Türklinke hing. Merkwürdigerweise hatte die Aufsichtschwester an diesem Tage auch keine Zeit, um hinüberzugehen; so blieb denn die Türe verschlossen, und St. Nikolaus setzte seinen Weg fort! Er kam gewiß mit Verspätung nach Europa, aber er konnte doch dem Flehen unsrer guten Kinder nicht widerstehen.

Eines unter ihnen dachte schließlich: „Wo doch die Mama bleibt zum Abschließen!“ Es öffnete die Türe nur eben auf eine Spalte. Da, ein Schrei, und alle stürzten die Treppe hinauf, warum, — daß wußte niemand. O, das Ungewisse, Weiße an

der Türklinke! Was konnte es sein? Auf den Schrei der Kinder hin lief ich hinüber, um nachzuschauen, was los sei. Da bot sich mir ein köstliches Bild dar: Eine Reihe Augenpaare schauten starr auf den Sack! Ich munterte sie auf, denselben abzunehmen, aber vergebens. Da entdeckte ich ein Briefchen an himmelblauem Bändchen mit folgendem Inhalt: „Viele Grüße an meine lieben Kinder des Internates — von St. Nikolaus, der im Himmel wohnt! Wenn Ihr Euch im nächsten Jahre nicht fürchtet, so werdet Ihr mich persönlich sehen!“ Bei diesen Worten löste sich der Bann.

Jubelnd umringten sie mich, liefen vor die Türe und riefen: „Lieber heiliger Mann, komm doch herein, wir fürchten uns ja nicht mehr, nur bitte, laß Knecht Rupprecht draußen!“ Aber er war schon fort und so vertrösteten sie sich zum nächsten Jahre. „Aber,“ rief ich, „so kommt und öffnet doch den Sack.“ Niemand wagte es. „So,“ sagte ich, „dann nehme ich ihn mit! Vielleicht hat St. Nikolaus sich mit der Türe geirrt, er wollte den Sack sicher zu den Schwestern bringen“, und schon hatte Schwester Annunciata ihn gepackt und wollte zur Türe hinaus.

Da wurden sie lebendig. „Nein, nein, der Sack gehört uns, das steht ja im Brief.“ „Nun, so öffnet ihn!“ Jetzt lag er auf dem Tische. Neugierige Näschen beschnupperten ihn. „Wirklich, er riecht nach dem Himmel — so einen feinen Duft gibt's nicht auf Erden — und das blaue Band, womit er zugeschnürt ist, kann nur ein Haarschleichen der Engelchen sein.“ So und ähnlich jubelte es durch das Zimmer.

„So öffnet doch!“ „Ach, Mama, bitte öffne du ihn doch, wer weiß, ob Knecht Rupprecht nicht doch noch drin sitzt, oder vielleicht ein böses Kind!“ Vorsicht ist besser als Nachsicht. Schwester Majellis packte ihn am Endzipfel und der Tisch war übersät mit Plätzchen, Nüssen und Weckmännchen! Das war ein Jubel! Redlich wurde geteilt, bis ich endlich mahnte, zu Bett zu gehen. Am nächsten Morgen ging der Jubel von neuem los. Allen Schulkindern wurde ausführlich alles erzählt, jeder mußte die Türklinke sehen, wo der Sack gehangen und jede mußte ihr Näschen mit dem Himmelsdufte füllen, der noch dem Sack entströmte. —

Die Adventszeit nahm ihren Weg. Christkindlein stand vor der Türe. Das Kästchen zu Füßen der lieben Gottesmutter war bis obenhin mit Strohhälmchen gefüllt und oft fragte Franzi, wann denn's Jesulein komme und ob's wohl auch die Strohhälmchen annehmen würde? Ich konnte die Plappermäulchen nicht mehr zur Ruhe bringen. In der Kirche wurde das Krippchen aufgestellt. Die liebe Gottesmutter, St. Josef, Dohs und Eiselein waren da. — Wo war denn das Bettchen fürs Jesulein? Der Heilige Abend kam. Niemand durfte das Arbeitszimmer betreten, um durch Bewachung der Augen, wie es hieß,

die letzten Federchen für Jesuleins Kopfkissen zu sammeln. Mit abgewandtem Gesichte huschten sie an der verschlossenen Türe vorbei. Alles war dunkel, nur zuckende Blitze, die wohl in keiner Weihnachtszeit hier fehlen, erhellten die Heilige Nacht. Auf einmal öffnete sich die geheimnisvolle Türe, alle standen wie geblendet. Sie hatten nämlich noch nie einen Weihnachtstisch mit Christbaum gesehen. Einige bunte Papiersackeln erhellten den Raum. Unterm Christbaum lag für jedes Kind ein Bäckchen. Für die Mädchen ein neues Kleid, welches sie sich schon so lange sehulichst gewünscht hatten; für die Buben ein Höschen mit Mütze, dazu noch allerhand Leckerbissen. Erst standen sie sprachlos, dann klatschten alle freudig in die Hände und riefen: „O du gutes, liebes Jesukind, wie können wir dir danken!“ Es war zuviel der reinen heiligen Freude.

Nach einigen schönen Weihnachtsliedern suchte Schwester Majellis zu entziffern, wem jedes Bäckchen gehöre. Als die Freude sich etwas gelegt hatte, gewahrten sie unterm Christbaume, der fast jeden Schmuckes entbehrte, das leere Krippchen des Jesukindes. Sie begriffen seine Bedeutung. Rasch lief einer das gefüllte Kästchen mit Strohhälmchen holen, und dankerfüllten Herzens bereiteten sie davon ein weiches Bettchen im Krippchen, welches Schwester Majellis zur Kirche trug und auf welchem in der Mitternachtsmette das liebe Jesulein ruhte. So oft die Kinder zum Krippchen gehen, freuen sie sich, wie weich das liebe Gotteskind auf ihren Opferchen ruht, und gewiß gehen sie nie unbeschenkt von ihm weg. Klein Marianne trennte sich sogar von ihren zwei Pfennigen, die sie schon so lange als ihren größten Schatz verwahrte und legte sie zu ihren Opferchen ins Kripplein. Möge das Jesukind unseren Krausköpfchen den echten Kindesinn bewahren und sie unberührt vom Gifthauche des Lasters den Weg zur ewigen Weihnacht führen!

3

Bitte eines Künstlers

Unter den Papieren des verstorbenen trefflichen Schweizer Malers Raphael Ritz fand man folgendes charakterisierendes Gedicht:

Gütiger Gott, erhalte mir
Frisch und frei der Dinge vier:
Augen, Schönes zu ergründen,
Seele, Schönes zu empfinden,
Geist, das Schöne zu behalten,
Hände, Schönes zu gestalten.

Plauderecken

Meine lieben Missionsfreunde, wir stehen jetzt in der schönen Adventszeit, wo die heilige Kirche uns immer und immer wieder ermahnt, uns auf das Kommen des lieben Christkindleins würdig vorzubereiten. Da haben wir im deutschen Volke den schönen, sinnvollen Brauch, einen Adventskranz aufzustellen. Dieser ist ein Kranz von Tannengrün (ein kleiner Reifen genügt schon), mit vier Kerzen versehen. Dieser Kranz wird im Zimmer aufgehängt oder auf den Tisch gelegt. Am ersten Adventssonntag zündet ihr dann die erste Kerze an, als Zeichen, daß das liebe Christkindlein naht, um uns mit seinem Segen zu beglücken. Am zweiten Sonntag werden zwei, am dritten Sonntag drei und am vierten Sonntag vier Kerzen angezündet. Dann wißt ihr, daß uns nur noch wenige



Unsere neue Be-
förderin Helene
Dreikluft aus
Karlsruhe,

welche in kurzer
Zeit von 8 Hefen
auf 16 ge-
stiegen ist

Tage vom schönen Weihnachtsfeste trennen, daß das Himmelskindlein ganz, ganz nahe ist. Gleich den Kerzen laßt eure Herzen in Liebe glühen zum Kindlein in der Krippe und versprecht ihm, seine treuen Brüderlein und Schwesterlein zu sein und weiter zu arbeiten wie bisher für die Heidenkinder und für die ganze Missionsache.

Ihr wolltet uns sicher auch eine Weihnachtsfreude machen, denn in letzter Zeit ging es bei uns hoch her. Heinz Steckerborn aus Elgermühle denkt in seinem Eifer, „die Heidenkinder können alles gebrauchen“. Das ist gut und recht, aber die Mutter vermißt nachher die Seife, meinst du nicht auch, lieber Heinz? Leuber ließ sich zweimal hören. Da war der Segen reich gemessen, nur fehlte der Brief, der uns doch so viele Freude macht. Also in Zukunft! Ebenso sind Breslau, Helsum, Engeln, Hindenburg, Westbevern, Bochum, Mengerskirchen, Darfeld, Grafenwald, Düsseldorf und Holz auf dem Kampflatz erschienen. Unsere eifrigen und treuen Beförderer aus Telgte, Hilde und Maria, führen sicher etwas im Schilde, daß sie uns so auf das Silberpapier warten lassen. Das soll sicher am Heiligen Abend hier in Neu-
286

enbeken unter dem Christbaum stehen als Weihnachtsüberraschung. Rate ich recht? Sendet es ruhig ein, wenn es auch keine zehn Pfund sind. Wir sind voller Erwartung.

Es herrscht ja überall die schöne Sitte, sich Weihnachten mit Geschenken zu erfreuen zur Erinnerung an die göttliche Liebesgabe, die uns der himmlische Vater in seinem Sohne als unserm Bruder machte. Unser Weihnachtswunsch ist, daß jeder Missionsfreund und Leser der Caritasblüten einen Abonnenten gewinnen möge. Für jede einzelne aus euch gewiß eine kleine Mühe, fürs Christkindlein und für uns eine große Weihnachtsfreude. Eure Liebe und Opferbereitschaft wird belohnt, womit, verrate ich noch nicht. Wie ihr uns, so wollen wir auch euch überraschen. Wem es aber nicht gelingt, uns den Weihnachtswunsch zu erfüllen, der möge nicht traurig sein. Es gelingt ihm dann sicher im Laufe des neuen Jahres. Wo ein Wille, da ist auch ein Weg.

Zu Bethlehem liegt in einem Stall	Und mit den Auglein so hell und klar
Ein holdes Kindelein,	Blickt es ins Herz hinein
Dem singen die Engel mit süßem Schall	Und redet dort so wunderbar,
Gar liebliche Melodein.	Das liebe Kindelein.
Es liegt gebettet auf hartem Stroh	Wie zög es so gerne an seine Brust
In einem Krippelein	Die Menschen groß und klein.
Und lächelt doch so freudig froh,	O folgten sie nur in seliger Lust
Das zarte Kindelein.	Dem Gotteskindelein!

Zu Bethlehem liegt in einem Stall
Ein göttlich Kindelein,
Dem singen die Engel mit süßem Schall
Und wir — wir stimmen ein."

Den Kleinen und Großen wünschen zum Weihnachtsfeste den reichsten Segen des lieben Christkindleins die Negerlein aus Afrika und die Missionschwester vom kostbaren Blut.

Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut.

1. Einmal im Monat an einem beliebigen Tage; 2. am heiligen Weihnachtsfeste, 25. Dezember; 3. am Neujahrstage; 4. am Feste der Heiligen Drei Könige.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

Die unbefleckte Empfängnis ist wirklich ein Teil der Andacht zum kostbaren Blute. Sie ist der Schöpfung reichste Opfergabe, dargebracht von der Königin der Geschöpfe, die so im Jubel ihrer sündlosen Morgendämmerung das kostbare Blut krönte, indem sie selbst mit seiner kostbarsten Krone gekrönt ward. Faber.

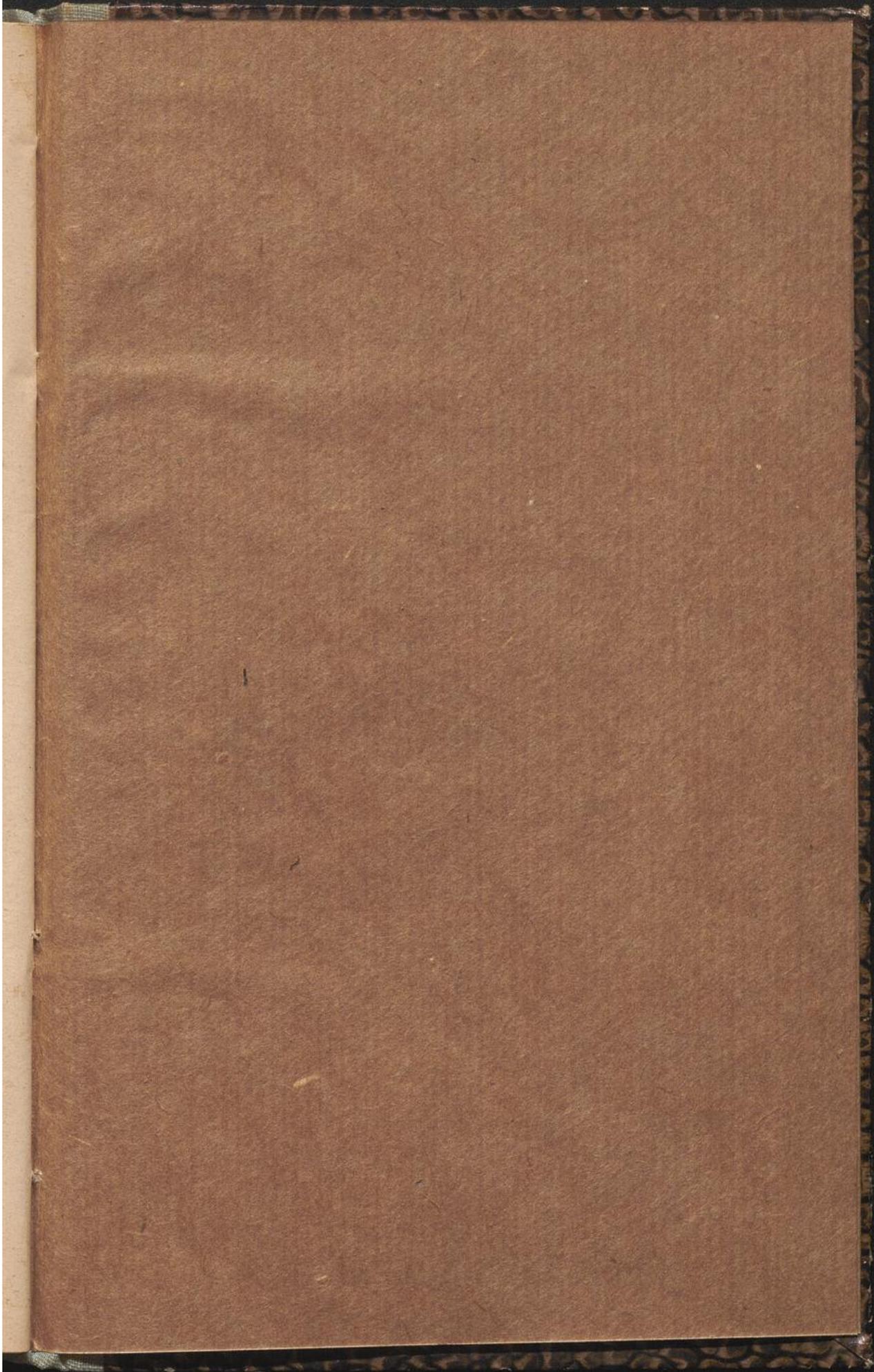
Das Totenglöcklein

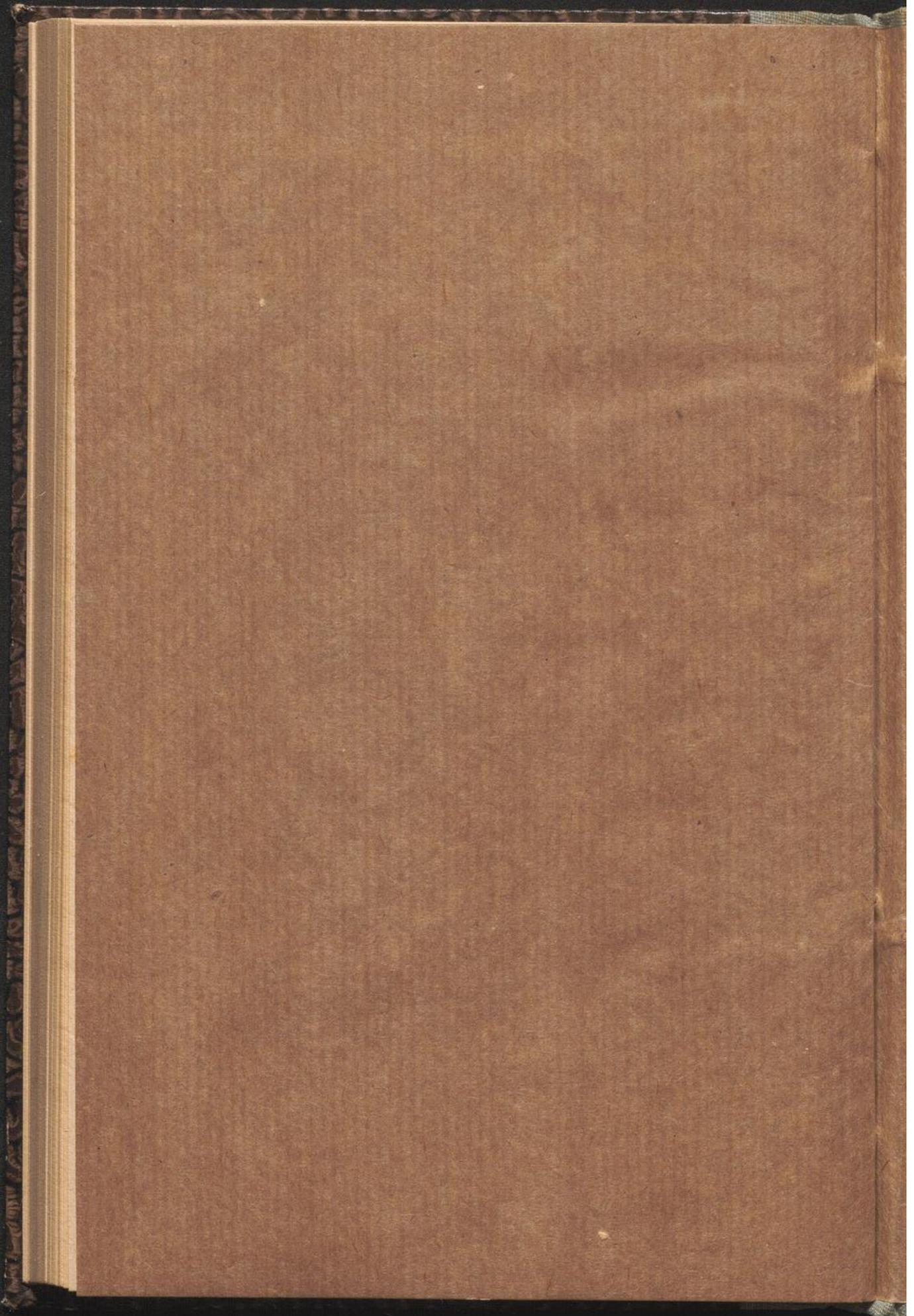
meldet das Hinscheiden unseres Wohltäters und treuen Abonnenten Herrn Rektor Collet, Hermeskeil, und unserer Beförderin Frieda Franziszi, Ottering, sowie unserer lieben Abonnenten Frau Maria Latte, Mehring, und Heinrich Eschenbüscher aus Dahl. Wir bitten unsere lieben Leser und Leserinnen, mit uns recht innig für die teuren Verstorbenen zu beten.

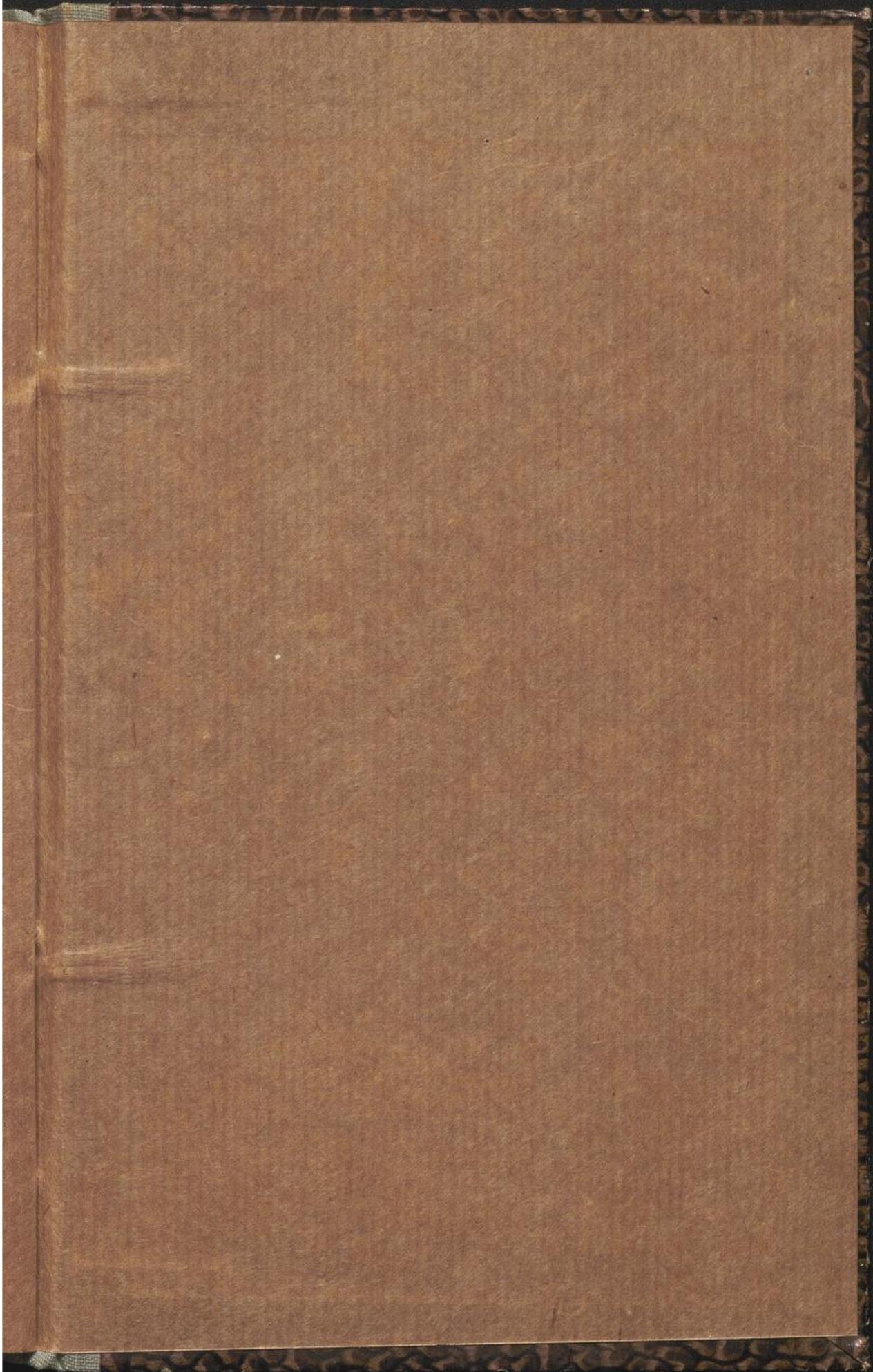
R. i. p.

Inhalts-Verzeichnis 1936

Gedichte: Neujahr	1	Fronleichnamtsfeier	135
Dein Kreuz	25	Zum kostbaren Blut Jesu	167
Freude ist Glück	32	Meine Mutter, eine Königin	170
Mein Heim	37	Du bist ein Christ	172
Ave Maria	49	Rehr heim	187
Am Fest des hl. Joseph	52	Unserer himmlischen Mutter	
Vertrauen	60	zum Geburtstag	209
Alleluja	73	Christ König	217
Christus im Kerker	77	Der Rosenkranzkönigin	233
Maria bei der hl. Kommunion	82	Allerheiligen	241
O Heiliger Geist	97	Der Glaube	244
St. Joseph hilft	111	Mariä Opferung	260
St. Hildegards Liebfrauenlied	119	Gott allein genügt	270
Gottes reichste Gabe	132	An die Unbefleckte	272
Erzählungen:			
Christkindlein in Rivungilo			7
Des Kindes Sehnsucht			9
Eine sterbende heidnische Braut			26
Wie aus einem heidnischen Hirtenbüblein ein treuer Missions-			
helfer wurde			33
Zwei wertvolle Ringe			36
Über die Tierwelt in Ost-Afrika			38
Entdeckter Schwindel des Kafferndoktors			40
Der Raupenmonat			41
Marienlegende			43
Durch Willenskraft zum Ziel			54
Mutters letzter Wille			61
St. Antonius hat geholfen			66
Meine erste Versetzung in Ost-Afrika			74
Schwere Missionsarbeit in Lourenco M.			78
Heiratschwierigkeiten eines Kaffern			83
Ein verirrtes Schäflein wiegerefunden			88
Aus dem Tagebuch einer Missionschwester		98, 122,	147
Im trauten Heim von Rivungilo			102
Etwas aus dem fernen Süden			108
Der Raub eines Bösenbildes			113
Eine Marienlegende			119
Was die weißen Ameisen tun können			133
Oliva, die Heldin		136,	156
Besuch bei einer Zauberin			159
Lebensschicksale einer Zauberin		162,	181
Gott erweist Barmherzigkeit, wem Er will			173
Das Singvögelchen Unserer lieben Frau		199, 234,	248
Eucharistischer Kinder-Kreuzzug			203
Mgugu, der Sohn des Mantshonga Mncadi		210, 230, 252,	278
Unser Emanuel			271
Drei blutrote Rosen			273
Nachrichten aus dem Mutterhaus		4, 53, 175, 196,	254
Allerlei Nachrichten aus Mariannahill u. den übrigen Missi-			
onsgebieten 16, 28, 43, 57, 78, 124, 127, 130, 150, 164, 178, 219, 225, 245			
Religiöse Abhandlungen 2, 50, 87, 90, 146, 171, 194, 223, 242, 266, 268			
Unsere Missions-schülerinnen			198
Für die Kinder 20, 44, 69, 91, 140, 165, 188, 214, 261, 281, 286			
Lustige und Plauderecke		19, 47, 71, 95, 143, 190, 238,	286
Kirchliche Rundschau			237
Totenglöcklein 24, 48, 72, 120, 144, 168, 192, 216, 240, 264, 287			







Car

ritasblüt
1936